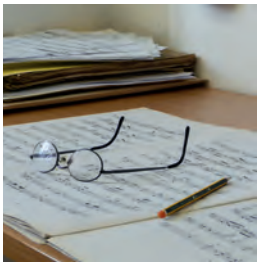
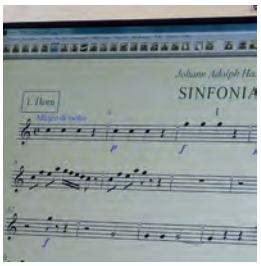
Mit Diplomatie und Handarbeit

Sachsens Orchester kennt beinahe jedermann, ihre Bibliotheken fast niemand

von **MATTHIAS SCHEFFLER**



Unsichtbare Dinge bekommen im heutigen Alltag leicht einen mystischen Anstrich. Was sich der eigenen Wahrnehmung entzieht, wirkt heimlich, bedrohlich oder zieht Menschen mit dem Faktum des Unbekannten in seinen Bann. Orchesterbibliotheken scheinen mitunter ausgesprochen unsichtbar, nicht nur in Sachsen. Ihr Schriftzug fehlt auf Hinweisschildern von Konzerthäusern, ihre Nennung unterbleibt auf den Homepages zahlreicher Spielstätten und ihre Mitarbeiter werden in den wenigsten öffentlichen Telefonverzeichnissen erwähnt. Zweifelsfrei geht von ihnen kaum eine Gefahr aus. Wenngleich dort vieles geschieht, was für den Großteil der Öffentlichkeit, egal ob musikaffin oder nicht, unbekannt sein dürfte. Bereits die einfache Frage, wie viele Orchesterbibliotheken an Sachsens Klangkörpern existieren, entpuppt sich als kleines Mysterium. Eine genaue Zahl kennt weder die Association Internationale des Bibliothèques, Archives et Centres de Documentation Musicaux (AIBM) noch der Deutsche Bühnenverein / Bundesverband der Theater und Orchester. Geschätzt dürfte ihre Anzahl sich zwischen acht und zwölf bewegen. Das mag wenig klingen, wenn man weiß, dass das Musikinformationszentrum in Bonn für den Freistaat insgesamt 18 Sinfonieorchester ausweist. Hinzu kommen 14 Musiktheater und fünf Kammerorchester. Ob diese Einschätzung gerechtfertigt ist, ist jedoch offen. Denn Vergleichszahlen aus anderen Bundesländern fehlen ebenso. Bleibt die Tatsache, dass allein hierzulande Jahr für Jahr hunderte Werke aufgeführt werden. Wie aber gelangen dafür die richtigen Noten stets pünktlich auf die Pulte?

Das ist ein Wunschkonzert

Den Beginn einer Antwort kennt Silke Kohlmann. Die Musikwissenschaftlerin arbeitet seit 1997 als Orchesterbibliothekarin am Gewandhaus zu Leipzig und hütet damit eine der bedeutendsten sächsischen Sammlungen. Ausgangspunkt der Arbeit ist hier wie auch andernorts der Spielplan. „Damit der Gestalt annehmen kann, bestelle ich nach Absprache mit der Dramaturgie oder den Dirigenten bestimmte Ansichtspartituren“, sagt Kohlmann. Bereits an der Stelle fällt eine wichtige Entscheidung über das Gelingen der anvisierten Aufführungen. Schließlich gilt es, besonders bei relativ unbekannten Stücken genau abzuschätzen, ob das Werk den Erwartungen des Hauses entspricht. „Die Planungen für die Spielpläne der kommenden Jahre laufen dabei meist parallel. Steht dann das Konzept für einen Spielplan, geht dieser in Druck und ich erstelle einen Kostenvoranschlag.“ Später werde bei den Dirigenten bzw. ihren Agenturen erfragt, welche Fassung genau gewünscht sei. Riccardo Chailly arbeite beispielsweise gern mit Fassungen, die noch recht unbekannt sind. Generell äußern Dirigenten meist sehr genaue Vorstellungen. Etwa was die konkrete Einrichtung der Streicher anbelangt. Da immer mehr Werke ihren Urheberschutz verlieren und somit neben der Vielzahl unterschiedlicher Fassungen noch verschiedenste Ausgaben auf dem Markt erscheinen, potenzieren sich die Auswahlmöglichkeiten beträchtlich.

Zwiespältiges Miteinander

Nachdem feststeht, was gespielt werden soll, müssen die entsprechenden Materialien beschafft werden. Dient als Quelle der eigene Fundus, erleichtert das in der Regel die Arbeit der Bibliothekare. Solche Glücksmomente sind allerdings selbst in den Häusern mit umfangreichen und historisch gewachsenen Beständen wie der Sächsischen Staatskapelle Dresden, der Dresdner Philharmonie oder dem Gewandhaus selten. Die Spielstätten setzen heutzutage vermehrt auf zeitgenössische Aufführungen. Da diese Werke noch urheberrechtlich geschützt sind, können sie nur von Musikverlagen geliehen werden. Auf 60 bis 65 Prozent beziffert Ute Schröder, Orchesterbibliothekarin der Dresdner Philharmonie, den Anteil am Spielbetrieb ihrer Einrichtung.

Geht es um die Zusammenarbeit mit den Verlagen, suchen zahlreiche Orchesterbibliothekare nach diplomatischen Tönen. Das Verhältnis scheint, zumindest ansatzweise, etwas getrübt. Zu oft seien in der Vergangenheit Noten schlecht lesbar, in zer-

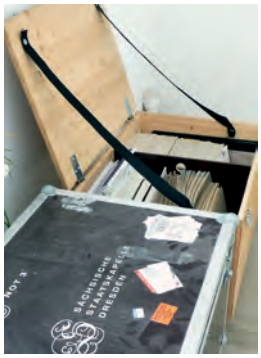
schlissenem Zustand, verspätet oder mit plötzlichen Zusatzkosten geliefert worden. Schröder führt einen Fall an, bei dem ein Verlag die Aufführungen mehrerer Lieder innerhalb eines Programms jeweils einzeln berechnen wollte. „Dabei stand eine Summe im Raum, die für die insgesamt 30 bis 40 Minuten reine Musik ungerechtfertigt hoch lag“, erklärt die Bibliothekarin. Schließlich habe man sich auf einen „Paketpreis“ geeinigt, mit dem sie rund die Hälfte der Ursprungssumme gespart habe. Preisverhandlungen allgemein, gemeinsame Absprachen und verlässliche Kostenvoranschläge werden für die Bibliotheken immer wichtiger. Denn die Verlage wissen nur zu gut, dass die Konzerthäuser im Zweifelsfall von ihnen abhängig sind. Nicht zuletzt deshalb wird nicht vorhandenes Material so oft wie möglich gekauft. Gewöhnlich hat sich nach zwei Aufführungen die Anschaffung amortisiert, in manchen Fällen genügt sogar eine einzige.

Fleißarbeit ohne Ende

Liegt das gewünschte Material endgültig in der Bibliothek vor, beginnt für die Mitarbeiter im wahrsten Sinne des Wortes die Handarbeit. Die Parallele zur entspannenden Variante aus der Freizeit ist hier jedoch lediglich orthographischer Natur. Ist beispielsweise in der Staatskapelle Dresden eine neue Oper eingetroffen, setzen sich Dramaturgen und Regisseure an das Original und beginnen mit der Erarbeitung einer Aufführungsfassung. Mit in der Runde sitzt die dortige Orchesterbibliothekarin Agnes Thiel. Ihr obliegt es, die Kürzungen in die Klavierauszüge der Sänger, die Stimmen der Instrumente als auch in die Partituren zu übertragen. Nicht ohne vorab noch die Einrichtungswünsche des Dirigenten oder des Konzertmeisters einzufügen. Am Ende müssen nicht selten bis zu 100 Seiten Opernmaterial eingerichtet werden. Nicht insgesamt, sondern für jeden einzelnen Bläser, für jedes Streicherpult, für Sänger und Dirigent.
Also greift Thiel zu Bleistift, Lineal und Radiergummi, setzt sich vor den Stapel der weißen, großformatigen Vorlagen und beginnt. Für das Einrichten einer Stimme vergeht schnell ein ganzer Arbeitstag. Ein schier aussichtloses Unterfangen, wenn es nicht Mathias Ludewig gäbe. Denn Thiel gehört zu den wenigen Leiterinnen einer Orchesterbibliothek, die einen fest angestellten Kollegen hat. Und Ludewig ist praktisch Gold wert. Der ehemalige Orchesterwart hat sich im Laufe der letzten 35 Jahre das Notenschreiben beigebracht. Er beherrscht sowohl die herkömmliche Art und Weise als auch den Umgang mit dem Notenschreibprogramm.

Erzwungene Bescheidenheit

Wann mal ein Notist in der Orchesterbibliothek der Robert-Schumann-Philharmonie Chemnitz arbeiten wird, ist eine der Fragen, die treffender mit dem Wörtchen „ob“ begonnen hätten. Aktuell ist Chemnitz ein Beispiel dafür, wie beschränkt die Ressourcen eines renommierten Hauses in dieser



Beziehung ausfallen können. Die Sammlung wird arbeitsteilig von drei Angestellten betreut, deren Hauptaufgaben allesamt andere sind. Der Orchesterinspektor ist für die Notenbibliothek zuständig. Um die Sammlung des Musiktheaters und das eigentliche historische Archiv kümmern sich Gitte Pettke, Mitarbeiterin im Orchesterbüro, sowie eine weitere Kollegin. Immerhin werden so nach und nach die Materialien des Hauses archiviert, die Leihe über Verlage funktioniert im Rahmen der eigenen Möglichkeiten. Die Limitierungen reichen bis in den einfachsten Arbeitsalltag. „Teilweise basteln wir die Orchestermappen selbst. Anspruchsvollere Dinge wie Bindearbeiten lassen wir natürlich extern anfertigen“, sagt Pettke. Man kenne sich in der Situation bestens aus, da dieser Zustand seit der Wiedervereinigung herrsche.
In den Bibliotheken werden Noten kopiert, zurechtgeschnitten und teilweise gebunden. Mit der Ausleihe folgt dann eine der wenigen Parallelen zu einer herkömmlichen Bibliothek. Schließlich muss das Orchester das Material einüben und später aufführen. Dafür landen die Blätter in Klappmappen, werden in Regale eingeordnet oder in Kisten gepackt, wenn die Ausleihe außerhalb der Bibliotheksräume passiert. Elektronische Ausleihsysteme sucht man hier übrigens vergebens. Es dominiert eine handgeschriebene Liste, auf der sich die Musiker ein- und austragen. Weil vieles nur von den Verlagen geliehen ist, teilweise eigenes historisches Material ausgeliehen wird und der Benutzerkreis begrenzt ist, genügt diese Variante vollends. Sollte sich die Rückgabe dennoch einmal verzögern, überführt ein Blick in den Besetzungsplan die Säumigen zweifelsfrei.

Am Ende steht den Proben und hoffentlich gelungen Aufführungen nichts mehr im Wege. Bis auf jene Ereignisse, mit denen niemand rechnet und die genau deshalb eintreten. Etwa wenn sich zeigt, dass die angeschaffte Ausgabe ohne Taktzahlen doch nicht problemlos zu spielen ist. „Dann sitze ich am Wochenende zu Hause und zeichne Taktzahlen ein“, berichtet Kohlmann aus dem Gewandhausalltag. „Ohne Vertretung wird man als Orchesterbibliothekar besser nicht krank.“

MATTHIAS SCHEFFLER